

Wenn ich die Jalousie anhebe und durch den schmalen Spalt nach draußen sehe, schließt die Sonne meine Augen.

Ich weiß, dass sie da sind. Ich spüre es. Es ist zu still. Der Himmel zu blau, der Schnee zu weiß, die Straße zu frei. Es erscheint mir ganz offensichtlich, so, als hätte ich jahrelang nur auf diesen Moment gewartet.

Ich wende mich vom Fenster ab, laufe einige Schritte, beuge mich hinunter und streiche mit der Hand über Sveas Haare.

»Svea? Svea, wir müssen gehen.«

Sie öffnet die Augen.

»Svea, kannst du aufstehen und laufen?«

Sie nickt und versucht, sich zu bewegen, aber sie kann sich nicht aufrichten. Sie sinkt zurück, und ich versuche, mir einen Weg vorzustellen, auf dem wir gehen können.

Ich werde sie tragen müssen.

Ich hebe wieder die Jalousie an. Der Schnee klebt an den Bäumen und Dächern wie Zuckerwatte. Süß und matschig und flüchtig.

»Bin gleich wieder da«, sage ich und gehe schnell die Treppe hinauf ins Arbeitszimmer. Ich habe das Gefühl, dass meine Bewegungen fließend und effektiv sind, einer Zielsetzung verpflichtet.

Ich nehme die Pistole aus der Schublade unter dem Schreibtisch, und es kommt mir plötzlich alles ganz verrückt vor. Ich kann mit der Waffe nicht umgehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich mich selbst oder Svea verletze, ist höher als die, dass ich jemals ein Ziel treffen könnte.

Ich erinnere mich an den merkwürdigen Tag, an dem ich die Waffe gekauft habe. Zu einem vermutlich weit überhöhten Preis, in einer Straße, in der ich mich wie ein Fremder gefühlt habe. Die Erinnerung ist demütigend und beängstigend, aber ich habe gewusst, dass ich uns irgendwann würde verteidigen müssen.

Ich nehme die Waffe mit nach unten und lege sie behutsam auf dem Wohnzimmertisch ab, bevor ich mich zu Svea setze, die auf dem Sofa liegt und regelmäßig atmet und traumlos zu schlafen scheint.

»Svea, bitte wach auf«, sage ich, meine Stimme bricht auf halbem Weg. Ich bilde mir ein, dass sich der Raum verdunkelt, etwas hat sich vor die Sonne geschoben.

»Wir müssen gehen«, sage ich. »Bitte, wach auf.«

Svea öffnet wieder die Augen, einen Spaltbreit nur, und nickt, aber sie kann sich nicht bewegen. Dann sinkt sie zurück in den Traum, den sie träumt. Ich betrachte ihr Gesicht und denke, dass es gut so ist. Sie soll schlafen und atmen und nichts von dem spüren, was kommt. Aber wir müssen raus. Jetzt gleich. An einen anderen Ort.

Ich gehe nach oben. Ich spüre, wie sich meine Schritte beschleunigen, wie sie mich selbst überholen. Ich schwitze, als ich mich an den Schreibtisch setze. Ich schalte den Computer an und höre die Geräuschkulisse funktionierender Technik. Eine knappe Melodie signalisiert, dass das System betriebsbereit ist.

Ich gebe Begriffe ein, und meine Blicke finden keinen

Halt. Die Suchmaschine liefert eine große Menge an Treffern, aber der Satz, den ich suche, der mir erklärt, wie ich Svea aus dem Traum, den sie träumt, heraus- und zurück ins Leben heben kann, verbirgt sich in einem Meer aus Worten.

Ich werde sie tragen müssen.

Ich gehe zum Fenster und sehe unten im Garten den verummten, maskierten Mann. Er wirkt wie ein Fremdkörper, ein Außerirdischer, ein dunkler Fleck im Winterweiß.

Ich gehe wieder nach unten. Svea hat sich aufgerichtet. Sie sitzt auf dem Sofa und betrachtet ihre Umgebung wie etwas, das sie zum ersten Mal sieht.

»Kannst du laufen?«, frage ich und gehe ihr entgegen.

Sie versucht, sich aufzurichten, sinkt aber wieder zurück.

»Wir müssen gehen, jetzt gleich«, sage ich, sie nickt.

»Soll ich dich tragen?«, frage ich, sie nickt.

Ich hebe sie in meine Arme und konzentriere mich darauf, einen Schritt vor den anderen zu setzen. Die Treppe hinunter, den schattigen Flur entlang in Sveas Zimmer. Ich setze sie ab und erwidere ihr Lächeln, das von weit her zu kommen scheint.

»Ich muss noch was holen«, sage ich.

Sie nickt.

Ich gehe mit schnellen Schritten nach oben und habe das Gefühl, ein wenig an Kontrolle zurückzugewinnen. Der Schlüssel hängt am Schlüsselbrett. Ich gehe in die Küche und leere in einem Zug die Wasserflasche, die auf der Spüle steht. Durch die Jalousie brechen vereinzelte Sonnenstrahlen, die sich warm anfühlen auf meinen Handflächen. Ich nehme noch eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank, für Svea.

Sie sitzt gegen die Wand gelehnt, als ich zurückkehre, und trinkt gierig das Wasser, das ich ihr reiche.

Ich fingere in meiner Hosentasche herum, bis ich den Schlüssel finde. Er fällt mir aus der Hand, und ich zittere, während ich die Tür abschließe. Natürlich wird sie das nur kurz aufhalten, aber für Momente fühlt es sich gut an.

»Wir schaffen das«, sage ich, und sie nickt.

»Kannst du laufen?«

Sie nickt wieder und steht auf, aber ihre Beine knicken weg. Ich fange sie auf und hebe sie wieder in meine Arme. Sie ist nicht schwer, und ich bin nicht stark. Svea ist wieder zur Seite gekippt, hat die Augen geschlossen. Durch die Verbindungstür in den Werkraum, die schmale Treppe nach oben, zur Garagentür.

Der Wagen steht breit im Zentrum des Raums. Das Einrasten der Zentralverriegelung klingt zu laut, und Svea sackt in sich zusammen und erbricht sich, als ich sie auf den Beifahrersitz hebe.

Oben zerburst eine Scheibe.

Eine beiläufige Explosion.

Stimmen.

Ich nehme die Fernbedienung, die an ihrem Platz neben den Gartengeräten liegt, und drücke den Knopf, der die Automatik in Bewegung setzt. Das Garagentor wird angehoben.

Viel zu laut. Ich steige ein und starte den Wagen. Ich sehe schon den verschneiten Weg vor mir, der zur Straße führt. Der Himmel zu blau, die Bäume zu weiß, die Sonne zu still.

Ich rolle ins Freie. Dann beschleunige ich und bin fast auf Höhe der Straße, als uns der andere Wagen rammt. Lautlos. Aus dem Nichts kommend. Mein Kopf kippt nach vorn und schnellert zurück, übrig bleibt ein Summen.

Stimmen, jetzt näher.

Die Beifahrertür wird geöffnet. Dann die Fahrertür. Die Stimme, die zu mir spricht, gehört einer Frau.

»Aussteigen.«

Ich werde aus dem Wagen gehoben, und ich höre die helle, klare Stimme der Frau, die mit dem Summen in meinem Kopf verschmilzt.

»... verhafte Sie unter dem Verdacht, am 7. Juni die damals achtjährige Svea Sindler entführt und seitdem festgehalten zu haben. Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern. Alles, was Sie sagen, kann vor Gericht gegen Sie verwendet werden ...«

Ich nicke.

»... das Recht, einen Anwalt zu jeder Befragung hinzuzuziehen. Wenn Sie ...«

Die Frau, die mir gegenübersteht, sieht ähnlich aus wie Svea, wenn sie schläft. Ihr Gesicht verrät nichts, aber da ist etwas unter der Oberfläche, etwas Fremdes.

Die verummten Uniformierten im Hintergrund stehen gebückt und starr, wie die Bäume im Garten. Die Frage der Frau erreicht mich in Wellen. Was sie sagt, kann ich erst hören, als sie zu schreien beginnt.

»Was ist mit dem Mädchen, du Wichser?!«

»Tabletten«, sage ich.

»Was für Tabletten?«, schreit die Frau.

»Die gebe ich ihr manchmal, wenn ich einkaufen gehe. Oder ... unterwegs bin.«

Die Frau schweigt.

»Ich hatte nur schnell Essen geholt. Sie wacht dann ja immer auf.«

Die Frau schweigt.

»Nach ein, zwei Stunden«, sage ich.

Am Rand meines Blickfelds sehe ich Sanitäter, die mit

Svea sprechen. Es beginnt zu schneien, aus heiterem Himmel. Der Krankenwagen setzt sich in Bewegung und entfernt sich langsam. Das ist das Schlimmste, denke ich, während sichere Hände mich umfassen.

Dass ich mich nicht von ihr verabschieden kann.

KLEINE MONDE